



Juliette Binoche – hier am Festival von Cannes 2016 – hält zurzeit Audienz in Zürich.

MARY EVANS/IMAGO

16. ZÜRICH FILM FESTIVAL

«La Binoche» und die kochenden Männer

Die französische Actrice nimmt in Zürich einen Preis entgegen – und gibt unter vier Augen ein Bekenntnis ab

URS BÜHLER

Ihr Name erinnert fern an ein Gebäck, in das nicht nur ihre Landsleute gerne beissen, sie aber vergleicht die Schauspielerei mit einer Zwiebel: Schicht um Schicht eines Charakters gelte es freizugeben. Wie jedoch schält man den Kern einer Diva heraus, die nicht dafür bekannt ist, allzu viel Persönliches preiszugeben? Wagen wir eine Annäherung an «La Binoche» in zwei Etappen – mit einem zehnmütigen Gespräch unter vier Augen als Bergankunft.

Die komödiantische Ader

Einige Eckdaten kann man sich ja aus Quellen zusammensuchen: Sternzeichen Fisch, eins achtundsechzig gross, Tochter einer schauspielernden Lehrerin mit polnischen Wurzeln und eines französischen Theaterregisseurs, die sich früh trennten. Heute ist die 56-jährige Actrice selbst Mutter zweier erwachsener Kinder und eine grosse Botschafterin des Autorenkinos von Europa und speziell Frankreich, das am Zurich Film Festival als Gastland auftritt.

Nun also hält sie an diesem späten Mittwochnachmittag Audienz in einem Fünfsternhotel vor sieben Journalisten: Zunächst findet eine Gruppenbefragung statt, wie sie bei Stars dieses Kalibers üblich ist. Juliette Binoche trägt eine schwarze Lederjacke und keine Maske. Während des Gesprächs wird jemand hereinkommen und ihr einen Plastikbeutel mit einem dieser Stoffsetzen drin hinlegen. Sie lässt ihn unberührt, die Abstände sind ihr gross genug, sie ist nicht hypervorsichtig, wie sie erklärt. Sowieso werde sie dieses Jahr ganz persönlich als wundervoll in Erinnerung behalten: «Ich weiss, das ist seltsam, weil es für viele andere eine sehr harte Zeit ist. Aber für mich war es eine Phase der Erneuerung, ich konnte ganz anders mit Zeit umgehen, viel lesen und mit meinen Kindern kochen.

In Martin Provosts vergnüglichen Spielfilm «La Bonne Epouse», der am Festival präsentiert wird und Ende

Oktober im Kino anläuft, schlüpft Binoche mit offenkundiger Lust in die Haut einer zunächst spröden Schuldirektorin mit strengen Prinzipien und Hang zu blassgrauen Deux-Pièces. Doch hinter dieser Fassade brodeln die Leidenschaft, sie verschafft sich Luft im Vorfeld der 68er Revolution und überträgt sich auf ihre Haushaltschülerinnen, die mehr werden wollen als «gute Ehefrauen». Die Rolle gibt Binoche die eher rare Gelegenheit, ihr komödiantisches Potenzial zu beweisen, sie überzeichnet gekonnt, ohne die Figur der Lächerlichkeit preiszugeben.

In der Gesprächsrunde gibt sie die eine oder andere Lebensweisheit preis. So habe sie etwa gelernt, dass man als Mutter wie in anderen Lebenslagen nicht perfekt sein könne – also müsse man in erster Linie wahrhaftig und aufrichtig sein. Und sie outet sich als Frauenrechtlerin der ersten Stunde, sei sie doch in den siebziger Jahren von ihrer Maman zu entsprechenden Streiks und Demonstrationen mitgenommen worden und habe mit elf Jahren mit einem vom Vater geschenkten Recorder feministische Parolen aufgezeichnet.

Mit fünfzehn Jahren dann zog sie von zu Hause aus, durstig nach Leben und hungrig nach einer Schauspielkarriere, die sie 1984 als knapp Zwanzigjährige in Jean-Luc Godards «Je vous salue, Marie» lancierte. Vier Jahre später spielte sie sich in der Romanverfilmung «Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins» als Teresa ins kollektive Gedächtnis des Publikums. Diesem hat sie seither gelegentlich Süßes gegeben, wie in Lasse Hallströms «Chocolat», aber durchaus auch Saures, etwa als Witwe in Krzysztof Kieslowskis «Trois couleurs: Bleu» oder zuletzt in Claire Denis' «High Life», wo sie sich in einer futuristischen Masturbationskammer auf einen silbernen Dildo setzt.

Auf der Leinwand wie in öffentlichen Auftritten behält «La Binoche» aber dieses Mysterium bei sich, das grosse Diven auszeichnet. Ihre Figuren leben selten von sprudelnder Mitteilbarkeit wie in ihrer jüngsten Rolle, öfter prägen

sie Momente des beredten Schweigens, wie in einer Schlüsselszene von Anthony Minghella «The English Patient»: Als Lazarettchwester Hana nimmt sie die stumme Bitte ihres Patienten Graf László Almásy alias Ralph Fiennes entgegen, ihn mit einer Spritze zu erlösen. In ihrem Gesicht zeichnet sich fein der innere Kampf ab, ehe er sich in Tränen Luft schafft. Mit dieser Rolle schnappte sie der hoch favorisierten Lauren Bacall 1997 den Nebenrollen-Oscar weg.

Inzwischen gehört sie zu einem erlauchten Quartett, das nebst der begehrten Goldstatuette auch den Darstellerepreis der drei wichtigsten europäischen Festivals mindestens einmal gewonnen hat – der Grand Slam der Filmbranche sozusagen. Und nun kommt, nicht ganz so gewichtig, der Golden Icon Award am Zurich Film Festival hinzu, den sie am Abend entgegennehmen wird. Dass sie ihn überhaupt akzeptiert hat, ist keineswegs selbstverständlich – sie lehnt mittlerweile weit mehr Preise ab, als sie entgegennimmt, wie sie sagt: «Es gibt inzwischen so viele Festivals auf dieser Welt, das scheint ein Mittel des Stadtmarketings geworden zu sein», konstatiert sie. In diesem Fall aber habe sich alles so gut ergeben, auch mit der Anreise: Sie kam per TGV, aus ökologischen Gründen fliegt sie nicht mehr gern.

Das ergänzt sie, als wir das Gespräch unter vier Augen fortsetzen. Immerhin, ein zehnmütiges Rendez-vous im Salon des «Baur au Lac», in dem in dessen 175-jähriger Geschichte schon Grössen wie Audrey Hepburn und Alfred Hitchcock abgestiegen sind. Sie zeigt sich mässig beeindruckt von der Aufzählung und fügt sich zwanglos in diese Ahnenreihe ein. Die Lederjacke hat sie jetzt ausgezogen, eine pinkfarbene Bluse mit floralem Muster kommt zum Vorschein. Vor einem Vierteljahrhundert zierte der Name Binoche Listen wie «The 100 sexiest stars in film history» oder «The 50 most beautiful people in the world», und sie selbst sagte vor zehn Jahren, französische Frauen würden mit vierzig blühen. Sie lag falsch: Mit fünfzig blühen sie, wie sie beweist.

Aber zu fassen ist sie nicht so leicht. Konfrontiert mit Zitaten aus früheren Interviews, bezweifelt sie, so etwas gesagt zu haben. Dass sie etwa nie geheiratet habe aus Angst, in überholten Rollenbildern zu enden, stimme mitnichten: «In solche hätte ich mich niemals drängen lassen!», sagt sie bestimmt. In Wirklichkeit wäre sie sehr gerne in den Hafen der Ehe eingelaufen, es sei einfach nie geschehen. Aber entscheidend sei ohnehin nicht das offizielle Ja-Wort, sondern das «Commitment».

Apfelstrudel gefällig?

Ausgeschlagen hat sie mehrere Anträge aus Hollywood, rein beruflicher Natur, und strich sich damit erkleckliche Gagen ans Bein. Einem wie Steven Spielberg, der sie vor gut einem Vierteljahrhundert als Hauptdarstellerin für «Jurassic Park» gewinnen wollte, gab sie gar gleich dreimal einen Korb. Sie hatte anderes zu tun, wenngleich sie ihm im erwähnten Fall im Scherz beschied, für die Rolle eines Dinosauriers hätte sie zugesagt. Einen Part in «Schindler's List» schlug sie aus, da sie ihre Schwangerschaftsmonate adäquater verbringen wollte, als in einer Rolle geschlagen, vergewaltigt und getötet zu werden.

Etwas Privates möchten wir ihr aber doch noch entlocken, und da hilft ein altes Rezept: Man nehme ein Motiv aus dem aktuellen Film des Stars und übertrage es auf ihr Leben. Die auftauende Schuldirektorin testet die Tauglichkeit eines Verehrers, indem sie ihn nach dem Rezept eines Apfelstrudels fragt. Er besteht. Gab es in ihrem Leben schon einmal einen Mann, der ihr diese Köstlichkeit zubereitete? Nicht direkt, aber: «Ich finde es sehr sexy, wenn ein Mann kochen kann. Und ganz konkret habe ich mich einmal in einen Mann verliebt, der ein hervorragender Koch war.» Weil er ein so guter Koch war? «Nicht deshalb, aber das hat mein Interesse sehr gestärkt.» Den Namen verrät sie natürlich nicht. Privates bleibt privat, aber sie ist durchaus bereit, Persönliches preiszugeben.

KULTURTIPPS
DA MÜSSEN
SIE HIN!

Kino: Zurich Film Festival, die Zweite
Neben dem üppigen Spielfilmprogramm gibt es heuer auch bei den Dokumentationen manchen Schatz zu entdecken. Etwa «80 000 Schnitzel» von Hannah Schweizer – der Film läuft am Samstag im Arthouse Piccadilly. Die höchst private Geschichte, wie ein Bauernhof nebst Gasthaus für eine ganze Familie zum tiefgreifenden Lebensmittelpunkt wird, reflektiert den Wert von Arbeit und Freizeit, früher wie heute. Oder man genießt einen der klügsten Beiträge dieses Jahrgangs, mit Wendungen, die einem den Atem stocken lassen: «W – Was von der Lüge bleibt» (am Sonntag im Filmpodium). Regisseur Rolando Colla bereitet den Fall von Benjamin Wilkomirski auf, dem Schweizer, der mit der Schilderung seiner Kindheit im Konzentrationslager einen literarischen Erfolg errang – bis seine Geschichte als fiktive Aneignung enttarnt wurde. Der aufwendig recherchierte Film zeigt, dass nicht nur die Wahrheit, sondern auch die Lüge komplex ist. (tsm.)

Zurich Film Festival: «80 000 Schnitzel»: Samstag, 3. Oktober, 13.15 Uhr im Arthouse Piccadilly; «W – Was von der Lüge bleibt»: Sonntag, 4. Oktober, 13 Uhr im Filmpodium.

Kunst: Ein Blick auf die Zwanziger

Unsere zwanziger Jahre haben gerade begonnen. Und wie sie begonnen haben! Mit einer Pandemie, die uns zeigt, dass wir, die wir meinten, alles im Griff zu haben, eben doch nicht alles beherrschen, und dass wir gerade dann, wenn wir versuchen, all die Unwägbarkeiten trotzdem in den Griff zu bekommen, nur umso mehr einsehen müssen, dass sie uns über den Kopf wachsen. Vielleicht haben sich die Menschen vor hundert Jahren ähnlich gefühlt. Von den wilden Zwanzigern spricht man heute, wenn von der Zeit nach dem verheerenden Ersten Weltkrieg die Rede ist. Sie war wild. In jeder Hinsicht. Befeuert von einer Unruhe, die auf den nächsten Krieg hinsteuerte. Das Kunsthaus erlaubt uns einen faszinierenden Blick auf die Kunst der zwanziger Jahre. Aber nur noch bis zum 11. Oktober. Nichts wie hin! (rib.)

Zürich, Kunsthaus, bis 11. Oktober.

Musik: Woodstock im Herzen

Bezeichnet Woodstock einen historischen Wendepunkt? Vielleicht schon. Jedenfalls haben die, die 1969 zu jung waren, um in Woodstock dabei zu sein, doch immer das Gefühl, sie hätten etwas verpasst. Klar, die meisten, die alt genug waren, um dabei zu sein, waren auch nicht dort. Obwohl an den vier Tagen im August viel mehr Menschen vor Ort waren, als man sich vorstellen konnte. Ein paar tausend wurden erwartet, rund 400 000 kamen. Zu hören waren die Ikonen der Hippie-Generation: Jimi Hendrix, Janis Joplin, The Who, Joan Baez, Santana, Joe Cocker, The Band und und und. Da manifestierte sich das Lebensgefühl der Hippiegeneration. So, und wenn Sie am Freitag ins Theater Rigiblick gehen, dann spüren Sie ganz sicher ein bisschen etwas davon, am «Tribute to Woodstock». Es gibt noch Tickets. (rib.)

Zürich, Theater Rigiblick, 2. Oktober

Theater: Die neue Schweiz

Fatima Moumouni und Ugur Gültekin sind die Vorbilder und Zukunft einer Schweiz, die wir erst ahnen, ohne genau zu wissen, wie sie aussehen könnte. Einer Schweiz der Zukunft, von der wir nur eines wissen: Sie wird nicht mehr so sein, wie die Schweiz, die wir kennen. Die Spoken-Word-Künstlerin und der Moderator mit «Migrationsvordergrund», Vorstandsmitglied des Instituts Neue Schweiz, gehören zur Generation Hoffnung und Öffnung. An der Gessnerallee lädt Moumouni am Freitag den Kollegen zur Eröffnung ihrer Talkshow «Die neue Unsicherheit (Disco Edition)» ein. Wer wissen will, wohin sich dieses Land im Idealfall entwickelt, wird im Publikum sitzen. (M.D.)

Zürich, Theater Gessnerallee, 2. Oktober, 20 Uhr.